

Das rote Ei

für El Toro

Ich kann das Krähen noch immer hören.

Manchmal denke ich für ein paar Tage, vielleicht sogar eine ganze Woche lang nicht daran, aber dann ist wieder eine dieser Nächte da, in denen ich mit offenen Augen im Bett liege und nicht anders kann als zu lauschen. Beinahe jedes Mal wenn ich lausche, dann dauert es auch nicht lang, bis ich es wieder höre. Dann liege ich einige starre Augenblicke lang in einem ganz anderen Bett, in meinem alten Kinderbett im Haus meiner Eltern. Das Haus direkt an der Stadtmauer.

Mein Zimmer ist das Kleinste, und die Wand, neben der mein Bett steht, besteht aus einem anderen, dunkleren, Mauerwerk als alle anderen Wände. Es ist das Mauerwerk der Stadtmauer, und es ist allein diese Mauer, die mich von dem kleinen Waldgebiet gleich vor der Stadt trennt – und von seinen Bewohnern. Wenn ich die Mauer draußen bei Tag betrachte, wenn ich die Wachen beobachte, wie sie ihre Runden entlang der Zinnen ziehen, dann fühle ich mich von der Mauer gut geschützt. Aber nachts, wenn ich allein in der Stille liege, da höre ich keine schweren Schritte der Wachmänner über mir. Kein beruhigendes Gemurmel aufmerksamer Nachtwächter. Was ich höre, das sind die Scavenger.

Meine Mutter sagt, dass Scavenger nachts schlafen, aber ich weiß es besser. Ich weiß, was ich höre. Ich bilde mir das nervöse Gackern nicht ein, das dumpfe Picken im Waldboden. Und ganz bestimmt bilde ich mir das schrille Krähen nicht ein, das jedes Mal erklingt, wenn sich ein nächtlicher Reisender einem der Vögel zu sehr genähert hat. In einigen Nächten höre ich die Kampfgeräusche, und dann lausche ich mit schmerzhaft klopfendem Herzen im Versuch herauszufinden, welche Seite diesmal siegreich hervorgegangen ist, Mensch oder Tier.

Am meisten aber setzt mir der tiefere Ruf der größeren Exemplare zu, die von den Jägern Waldscavenger genannt werden, und vor denen sogar mein Vater Respekt hat. In schlimmen Nächten hockt einer von ihnen manchmal direkt hinter der Mauer. Dann fühle ich mich durch die Steine hinweg angestarrt von kleinen Vogelaugen, die angestrengt nach einer Unebenheit im Mauerwerk suchen, nach einer Fuge zwischen den Ziegeln, die sich mit der scharfen Schnabelspitze vergrößern lässt, bis sich der erste Stein löst, und danach der zweite...

Dann, wenn es so schlimm wird, dass mir die Tränen kommen, taste ich mit den zittrigen Fingern auf dem Nachttisch herum, bis ich das kleine Holzfigürchen zu fassen bekomme. Den einzigen Scavenger auf der Welt, vor dem ich mich nicht fürchte, weil er keinen gierigen Vogelblick hat, sondern große, freundliche Augen und einen gar nicht scharfen Schnabel, der fast ein bisschen zu lächeln scheint. Caramon, einer von Vaters Freunden und Arbeitskollegen bei der Händlergilde, hat ihn mir geschenkt, bei einem seiner

Besuche bei uns zuhause. Ich finde Caramon ein bisschen komisch, vor allem weil er schon morgens immer so riecht wie Vater manchmal, wenn er spätabends von einer geselligen Runde mit seinen Gildenfreunden zurückkommt, aber er ist immer nett zu meiner Schwester und mir. Das Holzschaf, das er Tara geschenkt hat, liegt seitdem irgendwo in einer staubigen Ecke ihres Zimmers herum, aber meinen Scavenger lasse ich nicht aus den Augen. In den schlimmen Nächten ist es tröstlich zu wissen, dass es wenigstens einen einzigen dieser Vögel gibt, der mir niemals etwas antun würde. Der mir nicht den Schlaf raubt. Der nicht kräht.

Viele dieser Nächte von damals fließen zu einer einzigen Erinnerung zusammen. Aber eine von ihnen ragt aus diesem See hervor, eine dieser Nächte ist mir bis heute in ganz deutlicher Klarheit im Kopf geblieben, auch wenn ich viel dafür geben würde, dass es anders wäre.

Damals, im letzten Frühling bevor sich alles für immer verändern wird, bin ich mit meiner Schwester einen Abend lang allein. Meine Eltern sind zu einem feinen Dinner in der Altstadt eingeladen, sie reden schon die ganze Woche von nichts anderem. Zweimal waren sie beim Schneider, weil man *nichts dem Zufall überlassen darf*, wie mein Vater gesagt hat. Jetzt stehe ich am Fenster und schaue ihnen nach, wie sie in ihrer ungewohnten Verkleidung, in der sie aussehen wie ganz andere Menschen, von einem Wachmann zum Tor in die Altstadt geleitet werden, meine Mutter untergehakt bei meinem Vater. Die Sonne steht groß und rot über den Dächern der Stadt, und ich fühle mich aufgekratzt. Wenn ich mit meiner Schwester allein bin, dann passiert immer etwas Aufregendes.

„Was willst du, Kleiner?“

Tara liegt bäuchlings auf dem Zimmerboden und liest in einem Buch, das sie wie immer zuklappt, kaum dass ich den Raum betreten habe.

„Ich dachte... wir könnten vielleicht...“

Weiter weiß ich nicht. Meine Schwester ist diejenige, die für die spannenden Vorschläge zuständig ist. So wie sie mich ansieht, habe ich aber nicht das Gefühl, dass sie etwas Aufregendes für mich geplant hat.

„Zieh Leine, ich bin beschäftigt.“

„Aber...“

Ich merke, wie sich eine beklommene Enttäuschung in mir breitmacht. Am liebsten würde ich das blöde Buch nehmen und es aus dem Fenster schmeißen.

„Es ist schon spät“, fällt Tara plötzlich auf. „Musst du nicht so langsam schlafen gehen? Mama hat gesagt, ich soll dich bei Sonnenuntergang ins Bett bringen, und den haben wir ja gleich.“

„Stimmt doch gar nicht, es ist noch total hell!“

Tara zuckt unbeeindruckt mit den Schultern.

„Höchstens noch eine halbe Stunde lang oder so.“

„Ja also! Dann können wir doch noch... wir könnten zum Beispiel...“

„Du könntest mich zum Beispiel einfach mal in Ruhe lassen“, schlägt sie vor. „Hast du keine Freunde oder was?“

Diese unfaire Entgegnung lässt mir die Röte in die Wangen steigen. Selbst wenn ich Freunde hätte, dann könnte ich die doch nicht einfach so allein um diese Uhrzeit besuchen gehen. Manchmal kann meine Schwester ganz schön gehässig sein.

„Okay“, murmele ich geschlagen. „Ich geh schon.“

Als ich mich zur Tür wende, fühle ich schon die herannahenden Tränen, als mich Tara doch noch einmal zurückruft.

„Hey, jetzt warte mal.“ Ihr Blick ist nach wie vor genervt, aber diesmal glaube ich ein bisschen Freundlichkeit darin zu entdecken. „Pass auf, wir machen das so: Du gehst gleich schön artig ins Bett und lässt mich in Ruhe, klar? Und bis dahin... erzähl ich dir vielleicht noch eine Geschichte oder so.“

„Echt?“ Die Tränen haben sich gerade lange genug zurückhalten können, um ihren großen Auftritt im letzten Moment noch abzusagen.

„Ja, echt. Aber eine kurze.“

„Na gut.“

Das macht mir nicht viel aus. Selbst wenn Tara eine kurze Geschichte ankündigt, dann würde sie so schnell schon nicht zu einem Ende kommen. Dazu erzählt sie einfach viel zu gerne, wenn sie erst einmal damit angefangen hat. Unsere Mutter sagt immer, dass sie ein richtiges Talent dazu hat, und dass sie da ganz nach ihrer Tante kommt, nach der sie auch benannt ist. Tante Tara hat schon vor unserer Geburt die Insel verlassen, und alles was wir von ihr kennen sind die Briefe, die sie uns ein- oder zweimal im Jahr aus den entlegensten Gebieten der Welt schickt. Meine Mutter schärft uns jedes Mal ein, dass wir ihre Abenteuer bloß nicht für bare Münze nehmen sollen, aber meine Schwester sammelt jeden dieser Briefe sehr sorgfältig in einer kleinen Schatulle, und ich glaube, in diesem Frühjahr ist sie fest entschlossen, es ihrer Tante eines nicht so fernen Tages gleichzutun.

„Ich erzähle dir eine Geschichte, aber vorher muss ich dir etwas sagen.“

Tara stemmt sich in die Höhe und setzt sich im Schneidersitz auf den Boden. Gespannt nehme ich mir eines der runden Kissen von ihrem Bett und nehme neben ihr Platz.

„Was denn?“

„Diese Geschichte ist keine von meinen ausgedachten Geschichten. Und das ist wichtig zu wissen, weil es eine ziemlich grässliche Geschichte ist. Du kommst nicht gleich bei mir angelaufen, wenn du nicht einschlafen kannst deswegen, klar?“

Ich nicke eifrig, aber meine Finger wandern schon in meine rechte Hosentasche, wo der kleine hölzerne Scavenger steckt. Jetzt wird es doch noch aufregend. Hoffentlich nicht *zu* aufregend.

„Ich könnte es verstehen, wenn du gleich nicht einschlafen kannst. Ich konnte selber nicht einschlafen in der Nacht, nachdem ich die Geschichte gehört habe. Einer der Jäger, mit denen Papa bei der Arbeit zu tun hat, hat sie mir erzählt. Wenn du sie gleich hörst, dann denkst du vielleicht, dass sie jemand erfunden haben muss, aber ich habe in die Augen dieses Mannes geschaut, und ich weiß eines ganz sicher: Das waren die Augen eines Mannes, der schreckliche Dinge gesehen hat, der an die Grenzen seines Verstandes und vielleicht darüber hinaus getrieben wurde – aber ich schwöre dir, das waren nicht die Augen eines Lügners. Alles was ich in diesen Augen gesehen habe, das war die reine Wahrheit.“

Gebannt schaue ich meine Schwester an. Ich will sie eigentlich nicht unterbrechen, aber als sie eine Pause macht, frage ich: „Worum... geht es denn in dieser Geschichte? So ungefähr?“

Taras Augen verengen sich, und sie lächelt ein finsternes Lächeln, als sie mir eröffnet: „Um einen Scavenger. Den schrecklichsten Scavenger von allen.“

Schlagartig verkrallen sich meine Finger um die Holzfigur in meiner Hosentasche. Ob Tara das absichtlich macht? Ich habe nie jemandem vor meiner Furcht vor Scavengern erzählt, aber vielleicht ist es ihr trotzdem aufgefallen? Vielleicht will sie mich jetzt, da sie sich noch eine Weile mit mir herumschlagen muss, bevor sie ihre Ruhe hat, zumindest einen Spaß daraus machen, mich ein bisschen quälen?

„Alles in Ordnung, Kleiner? Wenn dir das an dieser Stelle schon zu viel wird, dann gehst du doch besser schon jetzt gleich ins Bett. Angenehmer wird es nicht, das kann ich dir versichern.“

„Sch... schon in Ordnung. Erzähl weiter.“

Tara senkt die Stimme, und obwohl ihr Zimmer nicht direkt an der Mauer liegt, glaube ich für einen Moment, das Krähen der Vögel hinter ihren Worten zu vernehmen.

„In den Legenden der Jäger ist schon seit Jahrhunderten von ihm die Rede. Aber kaum jemand hat noch an die alten Geschichten geglaubt, bis vor ein paar Wochen das erste Ei aufgetaucht ist – gleich hier auf Archolos. Ein makelloser Scavenger, ungewöhnlich weder in seiner Form noch in seiner Größe, aber umso mehr in seiner Farbe. Ein Ei, so blutrot wie ein frisch gehäuteter Bär.“

„Ein... rotes Scavenger?“

„Ganz richtig. Und nicht bloß irgendein Rot: Die Eier dieses grausamsten aller Scavenger, sie leuchten im stärksten, im blutigsten Rot, das du dir vorstellen kannst. Es heißt, ein Mensch müsse all seine Lebenskraft geben, von oben bis unten ausbluten, um ein Ei in einem solchen Rot färben zu können. In den Legenden der Jäger ist die Sichtung eines solchen Eis das Zeichen drohenden Untergangs. Denn hat der Scavenger eine Insel erst einmal heimgesucht, so legt er jedes Frühjahr seine grässlichen Eier in Wäldern und auf Wiesen ab, verscharrt sie mit den krummen Vogelbeinen im Unterholz zwischen Moos und Buddlerfleisch, verbirgt sie im hohen Gras oder im dichten Gebüsch. Und so sehr dieses Rot auch ins Auge sticht, so schwer ist es doch durch ihre schiere Zahl und die geschickten Verstecke des Scavengers, die Eier allesamt aufzuspüren. Denn wird in den folgenden Tagen bloß ein einziges von ihnen nicht gefunden und vernichtet, so schlüpft daraus des Scavengers abscheuliche Brut. Eine von den Göttern verfluchte Kreatur, deren entsetzliche Gestalt ich dir nicht einmal dann beschreiben könnte, wenn ich wollte – wenn ich nicht wüsste, dass dein zarter Verstand brechen würde, müsstest du nur einen einzigen kurzen Blick auf die monströse Missgestalt erdulden, die aus der zerborstenen roten Schale eines solchen Eis in unsere Welt dringt. Bei Nacht kriecht sie umher, mehr tot als lebendig, auf der Suche nach ihrem Opfer – auf der Suche nach –“

„Hör auf!“ Jetzt ist es mir endgültig zu viel geworden. „Du – du denkst dir das ja alles nur aus!“

Der Ausdruck im Gesicht meiner Schwester wird sanfter, als sie mir beruhigend über den Arm streicht.

„Tut mir leid, wenn ich dir Angst mache. Ich habe dir ja gesagt, dass es eine grässliche Geschichte ist. Aber ich glaube, ich hätte gar nicht erst damit anfangen sollen... du bist noch zu jung für sowas.“

„Darum – darum geht es doch gar nicht!“, empöre ich mich. „So schlimm ist die Geschichte jetzt auch wieder nicht. Aber vor allem ist sie eben überhaupt nicht wahr. Du denkst dir das doch gerade alles erst aus, also tu nicht so, als würde es so einen Scavenger wirklich geben.“

In diesem Moment weiß ich nicht, was größer ist: Meine Furcht vor diesem monströsen Vogel und seinen blutigen Eiern oder die Wut auf meine Schwester. Ich habe bloß eine spannende Geschichte hören wollen und sie muss natürlich gleich wieder alles daran setzen, mir die schlimmsten Albträume zu bescheren.

„Wenn es dir damit besser geht, dann glaub ruhig, dass ich mir das alles nur ausgedacht habe“, sagt sie und sieht mich dabei mit einem fast schon mitleidigen Lächeln an, das mich nur noch wütender auf sie macht. „Aber die Wahrheit ist das leider nicht. Diese Eier, sie sind da draußen. Und wir können nur hoffen, dass die Jäger sie alle finden können, bevor es zu spät ist.“

„Hör auf!“, fordere ich erneut, obwohl mir die Alternative, jetzt ins Bett zu gehen und in der Stille allein zu sein, fast noch mehr Angst einjagt als eine Fortsetzung der Geschichte. „Ich bin vielleicht nicht so alt wie du, aber ich bin auch nicht total blöd. Du hast das alles nur erfunden, das weißt du selber.“

Tara schüttelt den Kopf und wirkt auf einmal ganz ernst.

„Das habe ich nicht.“ Sie zögert einen Moment, dann steht sie plötzlich auf. „Und weißt du was? Ich werde es dir beweisen.“

Mit trotzig verschränkten Armen bleibe ich auf dem Kissen sitzen.

„Ach ja? Wie willst du das denn machen?“

„Indem ich dir eines dieser Eier zeige. Es ist noch mindestens eine Viertelstunde lang hell, das ist genug Zeit um auf die Stadtmauer zu gehen und nachzuschauen. Ich wette, wir müssen nicht lange gucken, um von da oben aus eines der Eier im Unterholz zu entdecken.“

Im ersten Moment glaube ich, dass sie nur einen Scherz machen will. Erst als sich Tara ihre braunen Straßenschuhe anzieht, wird mir bewusst, dass sie ihren Vorschlag voll und ganz ernst gemeint hat.

„Los, zieh dir auch deine Schuhe an. So viel Zeit haben wir auch nicht mehr bis Sonnenuntergang.“

„Aber... *auf die Stadtmauer?*“, stammele ich. „Wie soll das gehen? Und – das ist doch verboten!“

„Na und? Das hab ich schon öfters gemacht, und bisher hat mich noch nie einer erwischt. Ganz in der Nähe gibt es eine Tür, die hoch zum Wehrgang führt, und wenn wir Glück haben ist sie wie meistens nicht abgeschlossen.“

„Aber... auf der Mauer sind doch überall Stadtwachen!“

„Werden wir ja sehen. So viele Wachen sind um diese Zeit auch nicht mehr unterwegs, keiner von denen hat Lust auf eine Nachtschicht. Und heute Abend sind die meisten von ihnen bestimmt sowieso in der Altstadt beschäftigt.“

„Aber...“ Ich bin noch lange nicht fertig mit meinen Abers. „...wir können doch nicht einfach um diese Zeit auf die Straße raus! Mama und Papa haben gesagt, dass wir bloß nicht die Tür aufschließen sollen!“

„Machen wir ja nicht.“ Tara wirft sich ihre Snapperlederjacke über, die sie sich im Jahr davor von Vater erbettelt hat. Ihre Abenteuererinnenjacke. „Wir gehen einfach durchs Fenster raus, so mach ich das meistens.“

Dass sich Tara manchmal heimlich aus dem Haus schleicht ist für mich nichts Neues, aber das letzte Mal, von dem ich weiß, ist schon ein paar Monate her. Das ist gewesen, bevor die ganzen Flüchtlinge und Herumtreiber in die Stadt gekommen sind, vor denen Vater uns immer so eindringlich warnt. Das war noch eine Zeit, in der nicht immer wieder Leute spurlos verschwunden sind und entweder nie mehr gesehen wurden oder Tage später aufgedunsen im Hafengebäck oder mit durchgeschnittener Kehle in einem Hinterhof wieder aufgetaucht sind. Wenn sich nachts die finstersten Gestalten auf den Straßen tummeln, wenn Diebe und Halsabschneider aus den Tiefen der Kanalisation hoch ins matte Mondlicht strömen, dann hält man sich am besten in den eigenen vier Wänden auf – das sagt nicht nur Vater, das weiß jeder in der Stadt. Jeder außer meiner Schwester, wie es scheint.

„Jetzt komm endlich!“

Tara ist schon aus dem Zimmer gegangen, und als ich ihr widerwillig folge, sehe ich zu meinem Entsetzen, dass sie die Tür zur Abstellkammer geöffnet hat und in einer von Vaters Truhen herumwühlt.

„Guck mal, wir nehmen das hier mit...“ Sie zeigt mir einen funkelnden Dolch. „...und das hier...“ Sie nimmt ein Trankfläschchen aus der Truhe und steckt es sich in eine Innentasche ihrer Jacke. „...dann kann doch gar nichts schiefgehen.“

„Wir können doch nicht einfach Papa beklaunen!“

„Was, glaubst du, wäre ihm lieber? Dass wir uns mal ein bisschen was von ihm ausleihen oder dass wir in irgendeiner Seitengasse ausbluten, weil wir uns nicht wehren oder heilen konnten, hm? Eben!“

„A... also...“

„Es wird schon nichts passieren. In einer halben Stunde sind wir spätestens wieder hier. Und du wolltest doch unbedingt was mit mir unternehmen, hab ich nicht recht?“

Tara grinst mich so zuversichtlich an, dass ich ihr kaum noch etwas entgegenzusetzen habe. Aber ein kleines bisschen nervös wirkt sie dabei auch, das ist mir nicht entgangen. Sie weiß genauso gut wie ich, dass ihr Vorhaben nicht nur aufregend, sondern auch sehr gefährlich werden kann. Es ist eine dumme Idee, wegen ihrer offensichtlich ausgedachten Geschichte um diese Tageszeit nach draußen zu gehen – und sich dann auch noch heimlich auf die Stadtmauer zu schleichen – und eigentlich bin ich fest entschlossen, mich auf gar keinen Fall darauf einzulassen.

Aber dann, als sie schon das Fenster öffnet, dreht sich Tara noch einmal zu mir um.

„Oder willst du lieber direkt ins Bett?“

Der Zugang zum Wehrgang liegt etwas versteckt hinter ein paar Kisten, die zu einem um diese Uhrzeit schon verwaisten Händlerstand gehören. Auf den Straßen ist nicht mehr viel los, aber das ändert nichts an meinem Gefühl, beobachtet zu werden. Obwohl die Sonne

noch nicht ganz untergegangen ist, brennen schon in vielen Häusern die Lichter, und hinter einem oder zwei der Fenster glaube ich verräterische Schatten zu erkennen. Zwischen den Kisten liegt ein bärtiger Obdachloser, der im Schlaf leise vor sich hinmurmelt. Die Laute, die er dabei ausstößt, erinnern mich an das tiefe Gurren der Waldscavenger. Immerhin ist von der Stadtwache nichts zu sehen. Vielleicht hat Tara recht damit, dass die Wachen genug damit zu tun haben, die Gäste der Abendveranstaltung in die Altstadt zu eskortieren und die Mauer deswegen unterbesetzt ist, aber vielleicht haben wir auch einfach Glück – oder Pech, denke ich heute. Wäre der Zugang damals bewacht gewesen oder hätten wir auch nur einen Wächtertrupp auf dem Weg dorthin getroffen, der uns nach unserem Ziel gefragt hätte, vielleicht wären wir dann unverrichteter Dinge nach Hause zurückgekehrt. Dann hätte ich diesen Abend und die noch folgende Nacht womöglich längst vergessen, dann wären die Bilder, die mich heute plagen, niemals in meinen damals noch so jungen Kopf gelangt. Aber es sollte anders kommen.

Als Tara die Klinke herunterdrückt, hoffe ich insgeheim, dass die Tür verschlossen ist, aber das Knarren teilt mir etwas anderes mit. Sie winkt mich heran, und ich folge ihr in das muffige Treppenhaus. Die Stufen knacken so laut bei jedem Schritt, dass ich die Rufe der herannahenden Wachmänner schon im Ohr habe, aber als wir oben angekommen wieder ins Freie treten, sind wir auf dem länglichen Mauerabschnitt zwischen zwei Türmen ganz allein. Mein Herz schlägt noch etwas heftiger in meiner Brust, als mir bewusst wird, in welcher Höhe wir uns jetzt befinden und wie leicht es wäre, über die niedrige Brüstung hinab zu stürzen. Meiner Schwester scheint das nichts auszumachen, sie beugt sich zwischen zwei Zinnen so weit nach vorn, dass es nur einen leichten Klapper auf den Rücken gebraucht hätte, um sie in den beinahe sicheren Tod zu schicken.

„Ich glaube, ich habe schon eins gefunden, schau mal!“

Zögerlich bleibe ich in der Mitte des Wehrganges stehen. Immer wieder geht mein Blick zwischen den beiden Türmen hin und her, jedes Mal in der Erwartung, die Silhouette eines alarmierten Stadtwächters dort auftauchen zu sehen. Aber noch hat uns niemand bemerkt.

„Jetzt komm schon!“, fordert Tara ungeduldig.

Vorsichtig trete ich hinter sie, die rechte Hand in der Hosentasche, die vertrauten Konturen meines Scavengers abtastend. Die Abendsonne hat das kleine Wäldchen vor der Mauer in ein orangebraunes Blätterdach verwandelt. Die verlassenen Felder der Bauern wirken wie mit Wüstenerde bestreut, und der leise plätschernde Bach, der einmal rings um die Stadt läuft, funkelt in den wärmsten Rottönen.

„Siehst du die Stelle dort am Ufer?“, flüstert meine Schwester. „Da wo die Flussmyrte wuchert?“

Ich folge ihrem ausgestreckten Zeigefinger mit den Augen und glaube zu wissen, welche Stelle sie meint.

„Ja, aber...“

„Der große Stein dort?“ Plötzlich höre ich ganz deutlich die Aufregung in ihrer Stimme, und vielleicht versetzt mir das einen noch größeren Schrecken als der Anblick des leuchtend roten Dings, das aus dem Gestrüpp hervorsticht.

„Das ist kein Stein“, wisper sie. „Das ist eines seiner Eier. Der Scavenger war hier.“

Ich bin in diesem Moment schon kurz davor, Hals über Kopf zurück zur Treppe zu stürmen – und ich verfluche mich noch heute dafür, diesem Impuls nicht nachgegeben zu haben – aber dann reiße ich mich zusammen, trete ein Stückchen näher an die Brüstung und riskiere einen zweiten Blick. Das Ding hat ganz unzweifelhaft die Form eines Eis, und vielleicht sogar die Größe eines Scavengereis, auch wenn das aus der Ferne kaum einzuschätzen ist. Aber eigentlich könnte es genauso gut ein vom Wasser glatt polierter Stein sein, der vom Schein der Abendsonne zum Leuchten gebracht wird.

„Um diese Zeit sieht alles rot aus“, sage ich meiner Schwester und versuche meine Stimme dabei so fest wie möglich klingen zu lassen. „Ich glaub dir kein Wort. Und ich will jetzt nach Hause.“

Ich drehe mich von ihr weg, aber sie packt mich am Arm, so fest, dass es wehtut.

„Bleib hier!“, zischt sie. „Wenn du mir nicht glaubst, dann – hey, was hast du da?“

Tara hat gesehen, dass ich etwas in der Hand habe, und ehe ich etwas dagegen tun kann, hat sie mir den Scavenger aus den Fingern gerissen.

„Ach, das Vieh, das dir Caramon geschenkt hat?“ Belustigt dreht sie die Holzfigur in der Hand, ganz so als würde sie sie zum ersten Mal richtig wahrnehmen. „Schleppst du das überall mit hin?“

„Gib ihn zurück!“

Wütend schnappe ich nach meinem Scavenger, aber Tara ist schneller und hat ihn schon hinter ihrem Rücken in Sicherheit gebracht.

„Du bist ja richtig besessen von dem Vieh.“ Mit einem Grinsen, das sie mich in diesem Augenblick aus vollem Herzen hassen lässt, hält sie die Figur so weit in die Höhe, dass ich nicht herankomme, egal wie hoch ich springe.

„Das ist meiner!“

„Ist ja gut, du bekommst deinen Vogel ja gleich wieder“, versichert mir meine Schwester.

„Du musst nur kurz zum Ei des Scavengers laufen, um ihn dir zurückzuholen.“

Das kann sie nicht ernst meinen, denke ich im ersten Moment. Aber dann dreht sie sich zur Brüstung, holt weit aus mit der rechten Hand – und mich packt das Entsetzen. Ich stürze mich auf sie, greife nach ihrer Hand, aber erwische nur ihren Arm – meine Fingernägel bohren sich in ihre Haut, Tara schreit auf – plötzlich hängt sie halb über der Brüstung, ihre Finger öffnen sich – und mein letzter verzweifelter Griff geht ins Leere. Der hölzerne Scavenger stürzt hinab und wird vom Blätterdach verschluckt.

„Bist du verrückt?“, schreit meine Schwester mich an, und keiner von uns beiden denkt in diesem Moment noch daran, dass die Stadtwachen uns hören könnten. „Ich hätte da runterfallen können! Willst du mich umbringen oder was?“

„Du – du hast meinen Scavenger –!“

„Ich wollte dich nur ein bisschen ärgern, du Idiot! Denkst du, ich hätte den wirklich von der Mauer geschmissen? Das bist du selber schuld, dass dein blödes Vieh jetzt weg ist!“

Es dauert ein paar Sekunden, bis mir voll und ganz bewusst wird, was gerade geschehen ist. Der Verlust ist so groß, dass er sogar den Zorn auf meine Schwester verdrängt.

Diesmal kann nichts und niemand meine Tränen noch aufhalten.

„Jetzt fang doch nicht gleich wieder zu heulen an, verdammt.“ Tara fährt sich mit den Fingern über die roten Striemen, die ich auf ihrem Arm hinterlassen habe. „Du hast mir den ganzen Arm zerkratzt, und fange ich da gleich an zu flennen? Caramon hat dir

übermorgen einen Neuen geschnitzt. Der freut sich bestimmt, wenn er hört, dass es einen gibt, der die Viecher wirklich haben will.“

„Aber... aber...“

Die Worte meiner Schwester machen es nur noch schlimmer. Ich will nicht irgendeinen neuen Scavenger von Caramon, ich will *meinen* Scavenger zurück.

„Das ist ja nicht auszuhalten mit dir“, stöhnt Tara. „Bist du aus dem Alter nicht langsam mal raus, wegen jedem Mist das Heulen anzufangen? Pass auf, wenn dir das Vieh so wichtig ist, dann hol ich es eben zurück, okay?“

Ich wische mir ein bisschen Schnodder aus der Nase und beruhige mich gerade genug, um sie fragend anzuschauen.

„W... wie willst du das denn machen?“

Aus Taras Blick sprüht auf einmal wieder die gleiche Abenteuerlust wie vorhin, als wir uns auf den Weg gemacht haben. Ich bin mir unsicher, ob das etwas Gutes ist.

„Na, ich kletter eben flott die Mauer runter und suche es. Weit kann's ja nicht geflogen sein. Guck mich nicht so an, das hab ich schon ein paar Mal gemacht – anders kommt man ja nachts nicht aus der Stadt raus. Die Mauer ist an dieser Seite von oben bis unten mit Efeu überwuchert, das ist ein Klacks.“

„Auf k... keinen Fall! Da unten im Wald sind die Scavenger – die *echten* Scavenger!“

„Die schlafen doch alle schon.“

„Die – die schlafen nicht!“, widerspreche ich ihr entschieden. „Die Scavenger, die –“

„Jetzt mach dir nicht gleich wieder in die Hose. In drei Minuten bin ich wieder bei dir, und dann hast du dein Vieh zurück und kannst aufhören zu heulen.“

Ehe ich noch einmal protestieren kann, hat sich Tara schon über die Brüstung geschwungen und mit den Fingern im Efeu festgekrallt. Ich bin mir sicher, dass jede Sekunde eine der Ranken reißen wird und meine Schwester in die Tiefe stürzen lässt, aber ehe ich mir ihren zerschlagenen Körper auf dem Waldboden in allen Einzelheiten ausmalen kann, ist sie auch schon heil unten angekommen und winkt fröhlich zu mir hoch.

„Siehst du?“, ruft sie mir zu. „Hab's dir doch gesagt!“

Eine heruntergekullerte Träne tropft mir vom Kinn, während ich meiner Schwester dabei zuschaue, wie sie damit beginnt, am Waldboden nach der Holzfigur zu suchen.

Angsterfüllt lausche ich in die abendliche Stille hinein. Sind sie da nicht wirklich zu hören – die scharrenden Geräusche dürrer Vogelfüße? Das niemals ruhende Gackern, irgendwo dort unter der Blätterdecke?

Ich bin mir fast sicher, die Scavenger gehört zu haben, als ein anderes, viel näheres Geräusch meine Aufmerksamkeit auf sich zieht. Das Geräusch von schweren Schritten auf der Treppe. Jemand ist auf dem Weg nach oben. Erst jetzt, inmitten der einsetzenden Panik, wird mir bewusst, wie laut wir in den letzten paar Minuten gewesen sind – jemand muss uns gehört haben, einer der Nachtwächter vielleicht, der in der Nähe auf Patrouille gewesen ist, und der jetzt nachschauen will, wer sich unbefugten Zutritt zur Stadtmauer verschafft hat.

Hastig schaue ich mich nach beiden Seiten um, aber selbst wenn die Türen zu den Türmen unverschlossen sein sollten, dann würde ich es doch niemals rechtzeitig bis dorthin schaffen – und vielleicht würde ich dort direkt dem nächsten Stadtwächter in die Arme

laufen. Plötzlich ist mir klar, wo mein einziger Ausweg liegt – die einzige echte Chance, nicht erwischt zu werden. Zum vielleicht ersten Mal in meinem Leben mache ich etwas Mutiges, ziehe mich an der Brüstung hoch, klettere auf die Außenseite und suche Halt im dichten Efeu. Die Ranken fühlen sich zuverlässiger an, als ich gedacht hätte, und plötzlich überkommt mich ein überwältigendes Hochgefühl – ich bin ein echter Abenteurer, schießt es mir durch den Kopf, wie meine Schwester, wie Tante Tara – als auf halbem Weg nach unten die Ranke reißt und ich an der Mauer nach unten rutsche. Meine Hände schnappen nach den nächsten Pflanzen, aber wollen nirgendwo den nötigen Halt finden – ungebremst stürze ich hinab, der todbringenden Tiefe entgegen, und lande direkt in den Armen meiner Schwester.

Die Wucht meines Falls bringt uns beide zu Boden. Feuchte Erde klebt mir überall im Gesicht, als mich Tara schnaufend von sich drückt.

„Bist du wahnsinnig?“, zischt sie mich an. „Du kannst doch nicht einfach selber da runterklettern, du kannst sowas doch überhaupt nicht! Mama hätte mich fertig gemacht, wenn dir was passiert wäre!“

Ich habe den Schreck noch nicht ganz verdaut, als mir die Schritte auf der Treppe wieder einfallen.

„Da kommt einer!“, warne ich sie aufgeregt. „Eine der Stadtw– mmpf!“

Tara hält mir die Hand vor den Mund und zieht mich hinter einen Baum, wo wir uns beide zwischen die dicken Wurzeln pressen. Ein paar Sekunden lang hocken wir dort, dicht aneinandergedrückt, und lauschen in die Stille hinein, in der nichts zu hören ist außer unserem heftigen Atem, dem Zirpen von Insekten und – ganz leise – dem Plätschern des Baches. Dann fällt mein Blick zum ersten Mal auf den zerfetzten Stoff meines linken Hosenbeins, und auf das Blut, das daraus hervorquillt.

Ich muss vor Schreck einen Ton von mir gegeben haben, denn die Hand meiner Schwester drückt sich noch etwas fester auf meinen Mund. Plötzlich sind die Schmerzen da, das ganze Bein ist davon erfasst, und so sehr ich mich auch zusammenreißen will, so machtlos bin ich einmal mehr gegen die Tränen.

„Leise!“, schärft mir Tara flüsternd ein. „Du musst ein paar Dornenranken erwischt haben bei deinem Absturz. Efeu ist leider nicht das einzige, was da an der Mauer wächst.“

Schluchzend suche ich mit den Augen nach den Dornen, die irgendwo zwischen den Stofffetzen und dem Blut in meiner Haut stecken müssen, aber nur wenige der letzten Sonnenstrahlen finden jetzt noch ihren Weg durch das Blätterdach, und meine Sicht ist längst verschwommen. Im gleichen Augenblick glaube ich von weit über uns, vom Wehrgang der Mauer her, wieder die Geräusche der schweren Stadtwächterstiefel wahrzunehmen. Diesmal treffen sie auf Stein statt auf das Holz der Treppe, und das lässt sie nur noch bedrohlicher klingen.

„Hier, trink das“, wispert mir Tara zu und nimmt die Hand lange genug von meinem Mund, um mir das kleine Fläschchen an die Lippen zu drücken, das sie aus Vaters Truhe geklaut hat. In meiner Panik verschlucke ich mich beim ersten Versuch, aber sobald ich es geschafft habe, ein paar Schlucke zu nehmen, fühle ich mich gleich ein wenig besser. Der Heiltrank verbreitet eine beruhigende Wärme in meinem Körper, und die Schmerzen am Bein sind schon nach wenigen Augenblicken abgeklungen.

„Siehst du? Gleich besser, oder?“

Ich antworte ihr mit einem schwachen Nicken, aber als ich sehe, wie die beinahe leere Flasche wieder in ihrer Jackentasche verschwindet, packt mich schon wieder die nackte Angst. Ist es nicht eine dumme Idee gewesen, den Heiltrank an eine Verletzung zu verschwenden, die zwar schmerzhaft, aber doch bestimmt nicht lebensbedrohlich gewesen ist? Eine Begegnung mit einem Scavenger würde wohl zu ganz anderen Verletzungen führen, und dann würden wir nichts außer ein paar kläglichen Tropfen übrig haben, um uns zu heilen. Und je länger ich hier kauere, den Kopf fest an die Schulter meiner Schwester gepresst, desto deutlicher wird mir bewusst, dass wir jetzt mitten im Revier der Scavenger sind. Tara und ich, wir sind eingedrungen in ihre Welt – die Welt, die ich jahrelang nur durch eine Mauer hindurch wahrgenommen habe, vor der ich mich gefürchtet habe wie vor nichts anderem, in diese Welt bin ich nun gestürzt, und für den Moment gibt es kein Entkommen.

„Ich glaube, er ist weg“, sagt Tara nach ein paar Minuten, die sich viel länger angefühlt haben. Tatsächlich ist vom Wehrgang her nichts mehr zu vernehmen, aber ich traue der Stille nicht.

„Alles in Ordnung mit deinem Bein?“

Sie krepelt mein Hosenbein hoch und begutachtet die Wunde, auf der sich – Heiltrank sei Dank – schon eine dicke Kruste gebildet hat.

„Glaub schon“, sage ich tapfer und reibe mir die Augen trocken. „Aber was... was sagt Mama, wenn sie die Hose sieht...“

„Die muss sie ja nicht sehen“, erwidert Tara, als ob sie damit eine echte Lösung gefunden hätte. „Die stopfen wir gleich unter dein Bett und fertig. Aber jetzt suchen wir erstmal dein Vieh.“

In der ganzen Aufregung habe ich meine Holzfigur schon fast wieder vergessen. Eigentlich will ich nur so schnell wie möglich zurück nach Hause, aber den mehr als unbehaglichen Gedanken daran, die Mauer noch einmal nach oben zu klettern, versuche ich so gut es geht beiseite zu schieben. So helfe ich meiner Schwester für den Moment lieber dabei, den Waldboden abzusuchen. Ganz so schnell wie Tara es vorhin behauptet hat, ist unsere Suche allerdings nicht von Erfolg gekrönt. Zwischen Pilzen und Ästen finden wir zwar eine aufgebracht davon flitzende Fleischwanze, aber von meinem Scavenger fehlt jede Spur. Mir kommt die Befürchtung, dass er sich auf dem Weg nach unten vielleicht irgendwo hoch oben in einer Baumkrone verfangen hat, aber ich möchte Tara lieber nichts davon sagen, weil ich genau weiß, dass sie dann damit anfangen würde, auf Bäume zu klettern.

„Es ist doch jetzt schon viel zu dunkel, um noch was zu sehen“, sage ich stattdessen. „Hast du keine Fackel mitgenommen?“

„Nein, hab ich nicht, du Klugscheißer“, entgegnet sie gereizt. „Ich hab ja auch nicht damit gerechnet, dass wir so lange noch unterwegs sind, und erst nicht hier draußen. Das hast du uns ja alles eingebrockt.“

„Wie sollen wir denn überhaupt wieder zurück in die Stadt kommen?“ Gegen meinen Willen hat meine Stimme wieder einen weinerlichen Tonfall angenommen. „Wir können doch nicht in der Dunkelheit nochmal die Mauer hochklettern! Und durchs Stadttor können wir auch nicht! Wir müssen irgendwie... Tara? H... hörst du mir überhaupt zu?“

Meine Schwester antwortet nicht, ihre Aufmerksamkeit ist offenbar von etwas anderem abgelenkt. Sie macht ein paar Schritte zurück in Richtung der Mauer, zu einer Stelle, die nicht weit von derjenigen entfernt sein kann, an der wir eben heruntergekommen sind. Und dann, als ich ihr vorsichtig folge, sehe ich es auch: Auf einer winzigen Lichtung zwischen den Bäumen zeichnen sich am Boden neben einem Baumstumpf die Umrisse einer menschlichen Gestalt ab.

„Tara, ist das... eine Leiche...?“

Sie bleibt stehen und blickt hinab, beugt sich dann ein Stück weit hinunter zu der Gestalt am Boden. Aber schon im nächsten Moment dreht sie sich wieder um und schiebt mich zurück.

„Schau dir das lieber nicht an, Kleiner.“

Aber es ist zu spät, ich habe es schon gesehen. Durch die Lücke im Blätterdach dringt gerade noch genug Licht der ersterbenden Sonne, um den toten Körper in seinen Umrisse erkenntlich zu machen. Seinem Körperbau nach muss es ein Mann gewesen sein, ein Mann in einer einfachen Lederrüstung, auf der sich große dunkle Flecken abzeichnen. Aber genau ist es nicht zu sagen, denn der Mann hat keinen Kopf. Da sind nur die blutigen Reste seiner zerfetzten Schultern und ein großes Nichts, wo einmal ein Kopf auf einem Hals gesessen haben muss.

„W... wer war das?“

„Vielleicht ein Bär.“ Taras Stimme klingt belegt. „Die Jäger haben wohl ein paar Mal Bären gesehen, die sich ganz nah an die Stadtmauer ran gewagt haben.“

„Bären? Und d... das sagst du *jetzt*?“

„Krieg dich mal wieder ein, das ist ja nur eine Vermutung. Die meisten Bären sind ganz friedlich, vielleicht war es auch was anderes.“

Tara gibt ihr Bestes, unbeeindruckt zu klingen, aber ich merke ihr an, dass sie sich selbst nicht mehr wohl an diesem Ort fühlt. Sie will genauso sehr weg von hier wie ich.

„Und was... was machen wir jetzt? Wir können ihn doch nicht einfach hier liegen lassen!“

„Was denn sonst? Helfen können wir dem jedenfalls nicht mehr. Und wenn wir jemandem Bescheid sagen, dann weiß ja jeder, dass wir uns nachts raus geschlichen haben.“

„Aber...“

„Den wird schon jemand finden, keine Sorge“, versichert mir Tara. „Die Jäger sind oft hier in der Gegend unterwegs, und die Leiche sieht auch noch frisch aus... glaube ich. Den finden sie schon noch, bevor die Tiere ihn ganz weggefressen haben.“

Eigentlich will ich nicht mehr hingucken, aber dann tue ich es doch. Plötzlich glaube ich, eine Bewegung am Brustbereich der Leiche wahrzunehmen. Die Geschichten über Zombies und andere untote Kreaturen, die mir Tara gerne erzählt, kommen mir auf einmal in den Sinn, aber vielleicht ist es auch bloß die Fleischwanne von vorhin, die sich an der Leiche laben möchte. Vielleicht ist sie doch nicht mehr so frisch wie Tara glaubt.

„Komm jetzt“, fordert mich meine Schwester auf. „Wir können hier hinten nochmal schauen, irgendwo muss das blöde Teil ja liegen.“

Aber ich kann meinen Blick noch nicht von der Leiche abwenden. Da ist sie wieder, die Bewegung – diesmal ein Ruck, der durch den ganzen Körper geht, und den ich mir ganz sicher nicht eingebildet habe. Der schreckliche Gedanke durchschießt mich, dass dieser Mann womöglich noch leben könnte, dass er es irgendwie geschafft hat, den Verlust seines

Kopfes zu überleben und nun stumm, blind und orientierungslos und von unbeschreiblichen Qualen gepeinigt mit sich selbst und mit der Welt ringt. Aber dann sehe ich es – und was ich sehe, ist schlimmer als das.

Etwas kauert hinter der Leiche, und in dem Moment, in dem ich ein allerletztes Mal hinschaue, in dem ich die Gelegenheit verpasse, meiner Schwester nachzueilen und diesen toten Körper und den ganzen verfluchten Ort für den Rest meines Lebens zu vergessen, in diesem Moment schlingt es von hinten seine Fänge um den Bauch und um die zertrümmerten Schultern, drückt ihn zur Seite, um sich selbst emporzustemmen. Ich weiß, dass ich scheitern muss beim Versuch zu beschreiben, was ich in diesem Moment erblicke, und ich wünschte, dieses Scheitern hätte damit zu tun, dass ich nicht mehr jedes Detail, nicht mehr jeden furchtbaren Winkel dieser Kreatur bis heute genauso deutlich vor Augen hätte wie in dieser Nacht. Das feuchte Glänzen der knotigen Haut, die struppigen Büschel verklebter Federn. Die kleinen, unendlich boshaften Vogelaugen, die mich feindselig anstieren. Und die Reste einer gesprengten Eierschale, die als blutrote Sprenkel aus dem pechschwarzen Fleisch ragen. Vielleicht ist es dieser erste Blick, den ich auf die Brut des Scavengers erhasche, der mich bis heute am meisten verfolgt – ein einziger, niemals endender Blick, bevor das letzte Sonnenlicht vergeht und der Wald in völliger Finsternis versinkt.

Erfasst von einem Grauen, das in keinem Kinderschädel Platz hat, drehe ich mich um und fliehe in die Dunkelheit des Waldes. Ich renne über Moos und Laub, stoße an Bäume, ein Zweig peitscht im Vorbeilaufen über mein Gesicht, und plötzlich beginnt auch mein Bein wieder zu schmerzen. Von irgendwo her höre ich Tara nach mir rufen. Aber nichts davon hat Raum in meinen Gedanken. Ich will nur noch fort aus diesem Wald, der plötzlich so unendlich groß geworden ist, der sich zu einem riesigen Loch aus purer Dunkelheit aufgetan hat. Je länger ich renne, desto undenkbarer kommt es mir vor, jemals einen Weg aus diesem schwarzen Ort zu finden. Ich bin in die Welt der Scavenger eingedrungen – eine Welt, die grausamer ist als ich es jemals für möglich gehalten hätte – und nun darf ich sie niemals mehr verlassen. Aber ich darf auch nicht anhalten, ich darf niemals mehr anhalten, denn ich ahne, dass es mir auf den Fersen ist, dass es nur eine kleine Unachtsamkeit von mir braucht, nur einen Stolperer – Es muss eine der dicken Wurzeln sein, in der sich mein Fuß in diesem Moment verfängt, die mich zu Fall bringt und mit dem Kopf an etwas Hartem aufkommen lässt.

Als ich zu mir komme, umgibt mich ein rötliches Licht. An meiner Stirn wummert es, die Haut in meinem Gesicht fühlt sich feucht an, aber ich traue mich nicht nachzufühlen ob es Erde oder Blut ist. Über mir ist das Blätterdach, noch undurchdringlicher als zuvor – nur ganz selten ist zwischen den Baumwipfeln ein kleiner Fleck eines blutroten Himmels auszumachen. Mein Hinterkopf lehnt an etwas Rauem an, das sich wie Baumrinde anfühlt, und ich begreife, dass ich mich nicht mehr in der gleichen Position befinde, in der ich im Fallen gelandet sein muss. Jemand hat mich gefunden und in diese halb liegende, halb sitzende Lage gebracht.

„Tara...?“

Es ist kaum mehr als ein Krächzen, das ich hervorbringe, und es kommt keine Antwort. Vorsichtig drehe ich den Kopf, jede Bewegung schmerzt – aber was ich sehe, das ist nicht

meine Schwester. Zuerst sehe ich nur Bäume, Büsche und Gestrüpp, eine grenzenlos wuchernde Wildnis, beschienen vom blutroten Himmelslicht, und ich glaube, dass ich ganz allein bin. Bis ich die Augen zwischen Blättern sehe.

Dutzende, hunderte Paare winziger, stierender Vogelaugen.

Ich bin umgeben von Scavengern.

Dass sie alle ganz ruhig sind, dass keiner von ihnen mit den Krallen scharrt oder ein nervöses Gackern von sich gibt, das macht es fast noch schrecklicher. Alle diese Scavenger beobachten mich, sie warten geduldig auf das was jetzt kommt. Sie wissen, dass ich das Schlimmste in dieser Nacht noch nicht gesehen habe.

Einige Male glaube ich, erneut in eine Bewusstlosigkeit abzudriften, aber jedes Mal, wenn ich wieder ganz zu mir komme, sind es noch mehr Augen geworden, noch mehr scharfkantige Vogelschnäbel, die zwischen dem Blätterwerk hervorlugen. Ich wage nicht, mich zu regen. Jede Bewegung, so glaube ich, könnten die Scavenger als das Zeichen zum Losschlagen verstehen.

Ich weiß nicht, wie lange ich dort schon gesessen habe – es fühlt sich nach mehr Stunden an, als in eine einzige Nacht passen –, als die Scavenger von einer Unruhe erfasst werden. Jetzt beginnen sie doch noch damit, vereinzelt Geräusche von sich zu geben, aber was aus den Kehlen meiner Beobachter dringt, ist kein Vogellaut, sondern ein hartes, heiseres Kieksen. Ein Laut der äußersten Erregung, so glaube ich heute, der sich gegen jede Selbstbeherrschung Bahn bricht.

Und dann geschieht es. Zwei Hände drücken die Blätter beiseite, und aus dem Gestrüpp zwängt sich ein hoch gewachsener Mann hervor. Mit unsicherem Gang, wie jemand, der zum ersten Mal ein paar Schritte in der Welt tut, stolpert er auf mich zu. Ich sehe all das nur aus dem Augenwinkel, schaue starr zu Boden, gelähmt vor Angst. Aber als der Mann gleich vor mir zum Stehen kommt, da fühle ich mich wie von fremder Hand dazu getrieben, meinen Kopf zu heben, gezwungen dazu, mich dem Grauen zu stellen.

Die Lederrüstung mit den dunklen Blutflecken erkenne ich sofort wieder. Aber zwischen den zerfetzten Schultern, wo zuvor nur ein großes Nichts geklafft hat, aus diesem toten Fleisch am Hals ragt nun der Kopf eines Scavengers mit warziger Haut und einem riesigen, gebogenen Schnabel hervor.

Die anderen Vögel sind jetzt wieder ganz still geworden, als der Mann mit dem Scavengerkopf den Schnabel aufreißt und das schrillste, das markerschütterndste Krähen ausstößt, das jemals ein Mensch auf dieser Welt vernehmen musste. Meine Augen quellen auf, meine Hände wollen meine Ohren umschließen – sie abreißen, wenn es sein muss – aber ich bin ganz und gar erstarrt, verflucht dazu, das entsetzliche Krähen mit jeder Faser meines Körpers zu ertragen.

Und dann, als die Kreatur in die Knie geht, als sich ihre toten Hände verkrampfen und alle Gliedmaßen zu zittern beginnen, da verstehe ich mit einem Mal, dass dieses Krähen kein Laut der Bedrohung oder der Einschüchterung ist. Es ist ein Schmerzenslaut.

Der Mann krümmt sich zusammen. Seine Hände greifen bebend nach dem Bund seiner Hose und rütteln daran herum, bis das Kleidungsstück zu Boden fällt und er entblößt vor mir steht. Das infernalische Krähen schwillt in meinem Schädel an, bis es zu groß für ihn geworden ist, ich glaube er muss zerplatzen und ich weiß bis heute nicht, wieso er es nicht getan hat. Zwischen den Beinen des Mannes beginnt es zu bluten, erst nur wenige

Tropfen, dann bald ganze Rinnsale. Und zwischen dem Blut, da zwängt sich ein großes rundes Ding ins Freie – unter den qualvollsten Anstrengungen presst es die Kreatur aus dem Unterleib ihres geschundenen Körpers hervor, bis das Krähen erstirbt und das Ei auf dem Waldboden aufkommt, makellos rund und über und über von Blut bedeckt.

Der Scavengeremann beugt sich herab. Seine Hände können das Ei kaum halten, so sehr zittert noch jeder tote Muskel in ihm. Aber zu packen bekommen seine Finger es am Ende doch.

Als das Ei in meinen Schoß gelegt wird, da hallt noch immer das Krähen in meinem Kopf nach, und ich ahne schon in dieser allerletzten Sekunde der Nacht, dass es mich niemals mehr ganz verlassen wird.

„Mama – Papa – ich glaube, er ist wach!“

In den ersten Momenten nach dem Erwachen ist das Krähen noch lauter als alles andere. Lauter als Taras Stimme, lauter als die heraneilenden Schritte auf dem Zimmerboden. Erst als ich den vertrauten Stoff meines Bettbezugs erfühle, als ich blinzeln die Augen öffne und in die besorgten Gesichter meiner Eltern blicke, da wird mir langsam bewusst, dass ich es aus dem Reich der Scavenger wieder nach Hause geschafft habe.

„Wie geht es dir, Junge?“, erkundigt sich mein Vater. „Kannst du uns verstehen?“

„W... was?“, murmele ich schlaftrunken. „Ja, klar...“

„Wir hatten schon Sorge, dass du gar nicht mehr aufwachst!“ Die stürmische Umarmung meiner Mutter erdrückt mich für einen Moment fast. „Die Wassermagier meinten – wir dachten schon –“

„Ist doch jetzt alles gut, Mama“, geht meine Schwester dazwischen. „Ich hab doch gleich gesagt, dass es schon nicht so schlimm sein wird.“

„Du bist mal schön ruhig, Tara.“ Ich ahne schon, dass sich mein Vater mir zuliebe für den Moment zurückhält, und dass Tara noch ein ordentliches Donnerwetter erwarten wird – wenn sie das nicht längst durchlebt hat.

„Was... was ist denn überhaupt passiert?“ Ich setze mich im Bett auf, fasse mir an die schmerzende Stirn und ertaste einen Verband um meinen Kopf. „Ich weiß nur noch, dass ich... dass die Scavenger...“

„Du bist einfach plötzlich weggelaufen“, berichtet Tara. „Und dann – dann habe ich dich im Wald gefunden, mit dieser Riesenwunde am Kopf! Du musst voll gegen einen Baum geknallt sein, du Dussel. Ich hab dich sofort zum Stadttor geschleppt und den Torwachen alles erzählt, und dann haben wir dich zu den Wassermagiern gebracht. Du hast mir echt einen ganz schönen Schrecken eingejagt.“

„Deine Schwester wird sich für euren *Ausflug* noch zu verantworten haben“, stellt mein Vater fest. „Es ist die eine Sache, dass du dich allein nachts aus der Stadt schleichst, Tara, aber eine ganz andere, deinen kleinen Bruder mit in Gefahr zu bringen. So viel Verantwortungslosigkeit hätte ich nicht einmal dir zugetraut. Aber zumindest hast du am Ende das Richtige getan und die Wachen informiert.“

„Ja... ja natürlich!“, verteidigt sich meine Schwester mit hochrotem Kopf. „Denkst du denn, ich lasse ihn da einfach liegen oder was? Ich – ich wollte ja auch gar nicht – wir hatten ja nie geplant, in den Wald –“

„Schluss jetzt, alle beide“, spricht meine Mutter ein Machtwort, während sie in ein Taschentuch schnieft. „Darüber reden wir später. Das Wichtigste ist jetzt erst einmal, dass es dir gut geht, Junge. Ich werde gleich einen der Wassermagier holen, der soll nochmal einen genauen Blick auf dich werfen.“

„Okay...“

Ich greife nach dem Wasserglas, das auf meinem Nachttisch bereit steht, und nehme einen Schluck. Dem Geschmack nach steht es dort schon seit ein paar Stunden. Als ich es wieder abstelle, bemerke ich erst den kleinen hölzernen Scavenger, der mich vom Rand des Nachttischs aus anschaut, als sei er niemals fort gewesen.

„Ja, den hab ich noch wiedergefunden“, sagt meine Schwester lächelnd und drückt ihn mir in die Hand. „Das muss im gleichen Moment gewesen sein, in dem du plötzlich weggelaufen bist. Was war denn da überhaupt los mit dir?“

Ich stelle den Scavenger gleich wieder ab. Hinter seinem freundlichen Blick scheint jetzt etwas ganz anderes zu lauern. Die Bilder der vergangenen Nacht kehren allmählich zurück. Die vielen kleinen Vogelaugen, die Schnäbel. Und das große, blutige Ei.

„Der... der Scavengermann...“

Mein Vater runzelt die Stirn. „Was sagst du da, Junge?“

„Ich... ich habe sie gesehen. Die Brut des Scavengers. Ich habe... ich habe den Scavengermann gesehen, und er... er hat mir sein rotes Ei gegeben...“

„Also doch“, seufzt mein Vater und wirft meiner Schwester einen besonders vernichtenden Blick zu. „Deine Schwester hat dir einen Heiltrank verabreicht, den sie aus meiner Truhe gestohlen hat, richtig?“

„Ja... schon, aber...“

„Der Alchemist Bodowin hat diesen Trank gebraut. Ein ganz eigentümlicher Mensch, lebt allein in einer Hütte zwischen Silbach und der Stadt. Er hat ein paar Exemplare dieses Tranks an die Gilde geschickt, um einen Vertrag über regelmäßige Lieferungen mit uns auszumachen. Aber ich habe das Zeug von Hershlik prüfen lassen, und sein Urteil war eindeutig: Dieser Bodowin ist ein Panscher und Quacksalber der schlimmsten Sorte. Sein Trank hat zwar leichte Heilkräfte, verursacht aber in allererster Linie starke Halluzinationen. Lebendige Einbildungen, Trugbilder. Kein Wunder, dass du irgendwelche... *Scavenger*männer... gesehen hast, nachdem du das Zeug getrunken hast. Vielleicht ist euch das ja für die Zukunft eine Lehre und ihr erinnert euch daran, wenn ihr mal wieder auf die Idee kommt, in meinen persönlichen Sachen herumzuwühlen.“

Ich lausche den Erklärungen meines Vaters mit zunehmender Irritation, dann wende ich mich meiner Schwester zu.

„Das kann keine Einbildung gewesen sein. Du hast es doch auch gesehen, Tara, das rote Ei am Bach. Du hast mir selbst von der Brut des Scavengers erzählt.“

„Ich...“ Meine Schwester wechselt einen Blick mit meinem Vater, dann fährt sie ungewohnt kleinlaut fort, ohne mich richtig anzuschauen. „Ich hab mir die Geschichte natürlich nur ausgedacht, um dir ein bisschen Angst zu machen. Das am Bach, das war ein zu groß geratener Kiesel, mehr nicht. Tut mir leid, Kleiner.“

„Du... hast dir das alles ausgedacht?“ In diesem Moment bin ich viel zu verwirrt, um mich so richtig über die Gemeinheit meiner Schwester aufzuregen. „Aber... aber das *kann*

nicht sein! Ich habe sie gesehen – hunderte Scavenger – den... den Scavengermann, das rote Ei...“

„Bodowins Trank“, seufzt mein Vater. „Hätte ich das Teufelszeug mal lieber direkt weggekippt.“

„Aber – die Leiche im Wald – die hast du auch gesehen, Tara!“

„Ja, Tara hat uns schon davon erzählt“, berichtet mein Vater. „In letzter Zeit sind viel zu viele Menschen verschwunden, dieser wird wohl einer von ihnen sein. Ein paar der Jäger haben sich schon auf die Suche nach ihm gemacht. Vielleicht haben sie den armen Mann inzwischen gefunden.“

Ich habe meine Zweifel daran, aber in diesem Moment sage ich nichts mehr. Ich bleibe im Bett liegen und lasse mich von meiner Mutter füttern, nehme noch die eine oder andere Entschuldigung meiner Schwester entgegen, die jedes Mal mehr nach einer Ausrede klingt, und als später der Wassermagier kommt, lasse ich auch seine Untersuchungen über mich ergehen.

Den ganzen Tag lang warte ich auf Neuigkeiten von den Jägern, aber sie kommen nicht. Sie kommen nicht an diesem Tag, und sie kommen auch nicht am folgenden Tag, oder in der folgenden Woche.

Die Jäger finden nichts, und sehr bald sucht auch niemand mehr nach dem unbekanntem Toten, der nur einer von vielen Vermissten sein kann. Nach ein paar Wochen reden nur noch meine Schwester und ich darüber, spät abends wenn ich mich in ihr Zimmer schleiche, aber ich merke schnell, dass auch Tara das Thema leid ist, dass sie auf meine Nachfragen nur noch kurz angebunden reagiert. Dass sie von den Scavengern nichts mehr hören möchte. Als ihr Hausarrest irgendwann vorbei ist, als meine Eltern sie nach zwei, drei Monaten nicht mehr jeden Tag aufs Neue wissen lassen, wie enttäuscht sie nach wie vor von ihr sind, da ist die Sache wohl auch für sie erledigt, und diese eine lange Frühjahrsnacht ist für alle Menschen in Vergessenheit geraten.

Für alle außer mich.

Ich kann das Krähen noch immer hören, auch wieder in der letzten Nacht.

Und wenn gleich die Gardisten kommen und mich und die anderen Buddler zur Mine bringen, wenn wir durch den kleinen Wald laufen, der von der Morgensonne in ein sanftes Rot getaucht wird, dann werde ich nicht anders können, als den Blick auf jedes Gebüsch, jede Wurzel und jede Mulde im Waldboden zu richten.

Vielleicht entdecke ich es ja heute, das rote Ei.

Vielleicht wird sich noch einmal alles für mich ändern, so wie damals in meinem letzten Frühling auf Archolos.